

verwahrloste allmählich, nur noch Besucher und Gläubige auf Wallfahrten fanden den Weg hierher. 1918, nach dem Ersten Weltkrieg, fanden ausgewiesene deutsche Benediktinermönche aus der Emmaus-Abtei in den leeren Klostergebäuden eine Unterkunft. Mit ihnen zog neues Klosterleben ein und ihnen ist es zu verdanken, dass das Kloster nicht weiter verfiel. Die Benediktiner führten umfassende Sanierungs- und Renovierungsarbeiten durch. 1924 wurde das Kloster zur Abtei erhoben und entwickelte sich erneut zu einer religiös-kulturellen Hochburg. Der bekannteste Benediktiner im Kloster Grüssau war Pater Nikolaus von Lutterotti, der Verfasser der Grüssauer Klosterchronik. Lutterotti erwarb sich große Verdienste um die Erforschung der Geschichte und des historischen Erbes der Grüssauer Zisterzienser.

In den Jahren 1938 bis 1944 wurden erneut Renovierungsarbeiten durchgeführt.

Der Zweite Weltkrieg zerstörte die klösterliche Gemeinschaft, die Geheime Staatspolizei zog in die Klostergebäude ein, der Abt und die Mönche mussten in Notunterkünften umziehen.

Im Mai 1946 erfolgte die Vertreibung der Benediktinermönche und der Bewohner von Grüssau. Pater Nikolaus von Lutterotti durfte als gebürtiger Italiener bleiben, setzte sich aufopferungsvoll für das Kloster unter polnischer Verwaltung ein, bis er todkrank ausreisen durfte. Die Mönche wurden innerhalb einer Stunde aus dem Marienmünster und dem Kloster vertrieben. Damit endete das Wirken der 700jährigen Stätte christlich-deutscher Kultur. Die Vertrie-

benen mussten ihre Heimat in Viehwaggons verlassen. Das war das Ende von Grüssau.

In Deutschland begann für die vertriebenen Grüssauer Mönche die Suche nach einem Kloster. In der Zwischenzeit wurden sie auf mehrere Abteien verteilt. Schließlich fanden sie eine neue Bleibe in Baden-Württemberg im ehemaligen Ritterstift St. Peter in Bad Wimpfen am Neckar.

Sie gründeten die Abtei Grüssau neu und sanierten das marode und verwahrloste Ritterstift. Nach zwölf Jahren Renovierungs- und Umbauarbeiten waren Mönchszellen und Gemeinschaftsräume fertig, der Kreuzgang saniert und der Speicher ausgebaut. Im Seitenschiff der Stiftskirche St. Peter grüßt eine Kopie des Grüssauer Gnadenbildes.

Nach dem Zweiten Weltkrieg sind wertvolle Kunstschätze zurückgeblieben, wie die Schätze der Abteikirche mit dem Gnadenbild der Mutter Gottes mit dem Jesuskind, auch „Unsere liebe Frau von Grüssau“ genannt, und der Josephskirche mit ihren wertvollen, großartigen Fresken von Michael Willmann. Klosterbibliothek, Klosterarchiv und zahlreiche kulturhistorische Objekte wurden abtransportiert, sind heute verstreut in Polen zu finden oder gingen verloren.

1946/1947 zogen polnische Benediktinerinnen aus Lemberg/Lviv, Ukraine in das Kloster ein.

Die Grüssauer Abtei gehört zu den großen Barockbauten in Niederschlesien. 1998 wurde sie von Papst Johannes Paul II. zur Basilika minor erhoben. Es gibt Bemühungen, die Abtei in die Liste des UNESCO-Welterbes aufzunehmen. ◀

## 1200 Jahre jüdisches Leben in Deutschland

# ÜBER EIN JÜDISCHES SAMENKORN in Reichenbach im Eulengebirge

RENÉ SAGOR

Rafael Blau steht auf dem Empore schaut auf die Bühne im Saal und sieht sichtlich zufrieden aus. Endlich wieder Leben in der Bude. Eine ganze Reisegruppe ist aus Görlitz angereist und Musiker für ein Konzert haben sie ebenfalls mitgebracht: Julia Boegershausen singt jüdische und jiddische Lieder. Björn Beverich begleitet sie dazu um Piano. Das allein ist schon ein Ereignis in der Synagoga Rutika Dzierzoniow, aber das I-Tüpfelchen setzt an diesem Nachmittag Stephan Aderhold. Der Wissenschaftler aus Chemnitz forscht seit langen Jahren in Schlesien unter anderem über die „Jüdisch-Deutsche Hymnologie Schlesiens in der Emanzipationszeit als Mittel der Akkulturation“. Hinter dieser kompliziert klingenden Überschrift verbirgt sich die einfache Frage: Hat es ein Zusammenspiel von evangelischer, katholischer und jüdischer Konfession auf dem Gebiet der Musik gegeben? Und diese beantwortet Aderhold mit einem klaren Ja und einigen Beispielen, die die beiden bringen.





Da ist der von Kantor Moritz Tintner (1843-1906) nach Psalm 127 komponierte Gesang zur Grundsteinlegung der Synagoge zu Bunzlau 1876: „Wenn Gott der Herr das Haus nicht baut/vergeblich ist des Menschen Müh'n“. Oder das Synagogenlied „Ich will in Gott mich fassen“, getextet von Friedrich Julius Hammer (1810-1862) und zu finden in dem 1880 vom Liegnitzer Rabbiner Moritz Landsberg (1824-1882) herausgegebenen „Hymn Book for Jewish Worship“. In diesem findet sich auch J. Hubrigs um 1730 verfasstes und im Berliner und Frankfurter evangelischen Gesangbuch enthaltene „Gottes Mund hat uns verheißt“ wieder

Aderhold verschweigt auch nicht, dass in der von Hammer 1862 in Leipzig herausgegebenen Liedersammlung „zur frommen Erbauung und sittlichen Veredlung“ mit dem Titel „Leben und Heimath in Gott“ extra ein Stempelaufdruck steht „Nur für Protestanten“.

Während Rafael Blau mit seiner Familie testet, ob sich in Reichenbach im Eulengebirge, seit 1945 nach dem „schlesien Bienenvater“ Johann Dzieron, (1811-1906) in Dzierżoniów umbenannt, vielleicht so etwas wie ein jüdischer Neuanfang verwirklichen lässt, fühlt sich die Historikerin Anna Gruzewska für die jüdische Vergangenheit der Stadt zuständig und die ist äußerst vielseitig. Sie handelt nicht nur von der hier einst ansässigen kleinen jüdischen Gemeinde, der immerhin auch Fabrikanten und Ratsherren angehörten, sondern vor allem von einer Vision. Diese träumte der Zionist Jacob Egit.



*Rafael Blau vor der Reichenbacher Synagoge*

Denn Reichenbach, etwa 60 Kilometer südwestlich von Breslau gelegen und heute knapp 33.000 Einwohner zählend, wurde nach Kriegsende 1945 für wenige Jahre zu einem jüdischen Zentrum. Hier fanden sich bald nach der deutschen Kapitulation Tausende Zwangsarbeiter aus dem nahen Arbeitslagerkomplex Groß-Rosen ein, der bis Anfang Mai bestanden hatte. „Mit dem Fall der Deutschen haben die Juden die Wacht und die Arbeitsbetriebe übernommen und deklarierten laut und offen ihr Polentum“, schreibt Egit (1908-1996) voller Tatendrang an die neue polnische Regierung in Warschau: Die Juden hätten „ihr Bürgerrecht in Niederschlesien mit ihrem Blut und ihrer Arbeit erkaufte“.

Eine Ansiedlung der Überlebenden und der aus den asiatischen Sowjetrepubliken ausgesiedelten Juden in den von ihrer angestammten Bevölkerung geräumten Gebieten östlich der Lausitzer Neiße wäre „eine partielle Entschädigung für das Unrecht und die Leiden, die die deutschen Verbrecher dem polnischen Judentum zugefügt haben und eine praktische Möglichkeit, sich dem pulsierenden wirtschaftlichen und kulturellen Leben des Landes anzuschließen“, so Egit. Sein Traum ist es, das unzerstörte Reichenbach, inzwischen in Rychbach umbenannt, zum Mittelpunkt einer jüdischen Republik zu machen, als Gegenmodell zur Auswanderung nach Palästina. In Warschau stößt die Idee auf offene Ohren: Zum einen weiß man nicht so recht, wohin mit den aus der Sowjetunion repatriierten Juden, zum anderen könnten jüdische Siedlungen in den „wiedergewonnenen Gebieten“ alle deutschen Rückgabeforderungen einen moralischen Riegel vorschieben und zum dritten waren die Juden die einzige Bevölkerungsgruppe im Land, die der prosowjetischen kommunistischen Führung loyal gegenüberstand.

Während die zwangsumgesiedelten Ukrainer aus dem südöstlichen Grenzgebiet in Schlesien so verteilt wurden, dass sie „im polnischen Meer aufgehen“ würden, war bei den Juden eine kompakte Ansiedlung gewünscht. Ihnen wurde „eine spezifische Rolle bei der Festigung des polnischen Charakters der neuen Westgebiete zugesprochen“, so Frank Golczewski in seinem Aufsatz „Die Ansiedlung von Juden in den ehemaligen deutschen Ostgebieten 1945 – 1951“.

Die Juden galten als willfährige „Hilfskräfte bei der Polonisierung Niederschlesiens“. Als Gegenleistung dafür, dass sie als Sicherung gegen Deutschland angesiedelt wurden, erhielten sie einen besonderen Schutz durch den kommunistischen Staat.

Zwischen Breslau und Reichenbach wurden 100.000 Juden angesiedelt. Nach Angaben von Andrzej Zbikowski in die „Die Erinnerung an den Holocaust in Polen“ lebten weitere 100.000 Juden in Warschau, Lodz und Krakau, wo sich schnell jüdische Vereine, politische Parteien und religiöse Vereinigungen bildeten. Bald „erinnerte das gesellschaftliche Leben der polnischen Juden bis zu einem gewissen Grade an die Vorkriegswirklichkeit, aber natürlich in viel kleinerem Maßstab“, schreibt Zbikowski. Koordiniert wurde das neue jüdische Leben von dem von Kommunisten dominierten Zentralkomitee der Juden in Polen (ZKJP), das 1944 im befreiten Lublin gegründet worden war.

Wie viele Juden nach 1945 in Polen lebten, ist ungewiss, weil viele ihre Identität verleugneten, um ein neues Leben beginnen zu können, andere dem Judentum verbunden blieben, sich aber nicht registrieren lassen wollten. Das Jüdische Komitee meldete im Juni 1945 rund 55.000 Juden, Ende des Jahres waren es 91.000 und Ende Juni 1946 240.000.

Nach dem Bekanntwerden des Pogroms in Kielce, wo Polen am 4. Juli 1946 42 Juden töteten und weitere 28 bis 30 im Umland ermordeten, setzte eine Fluchtwelle ein. Dass Polen als Reaktion seine Südgrenze zur Tschechoslowakei



von Sommer bis zum Beginn des Winters überraschend geöffnet hatte, sahen viele als letzte Chance, dem latenten Antisemitismus zu entkommen. „Auch gerade erst in Niederschlesien niedergelassene Juden wurden von dem Strom der Juden aus Zentralpolen mitgerissen, der durch die niederschlesischen Ortschaften zur Grenze zog“, konstatierte die jüdische Selbstverwaltung. Bis Ende 1946 verließen 150.000 Juden das Land, etwa 89.000 blieben.

Da die Kommunisten zu diesem Zeitpunkt noch einen „Wiederaufbau einer gesunden jüdischen Siedlung in Polen“ befürworteten, kam es anschließend zu einer bis zum Frühjahr 1948 andauernden Konsolidierungsphase des Nachkriegsjudentums. Letztlich hatte aber die jüdische Republik in Niederschlesien, als „Mustergebiet für die Anhänger des Verbleibens in Polen“, in der 42.000 Juden in 38 Orten lebten, dauerhaft keine Chance. Die Zeichen standen auf Emigration. „Die Leute sollten nicht wie Feiglinge weglaufen“, wettete Egit vergeblich: „Ausreisen muss man mit Würde, und bleiben mit Würde.“ Egit verließ, zum Staatsfeind erklärt, gebrochen und desillusioniert 1957 Polen, da lebten in dem Land keine 70.000 Juden mehr.

An all das erinnert Anna Gruzlewska direkt und indirekt auf dem von ihr geführten Stadtrundgang durch die Stadt. Ohne ihre detaillierten Kenntnisse würde sich von dieser Geschichte dem Besucher kaum etwas erschließen, weder das ehemalige Kaufhaus eines jüdischen Reichenbachers, noch das frühere Kulturhaus. Von der wechselvollen jüdischen Geschichte der Stadt erzählt auch der vor den Festungsmauern angelegte jüdische Friedhof, der während der Nazizeit nicht zerstört wurde. Etwa 0,4 Hektar groß, befinden sich auf ihm etwa 100 Grabstätten. Der älteste Grabstein stammt aus dem Jahr 1838. Das letzte Begräbnis fand 2018 statt.

Noch aus deutscher Zeit stammen beispielsweise die Ruhestätte der Fabrikantenfamilie Weyl-Beer oder der Grabstein des Königlichen Sanitätsrates Max Herrnstadt (1845-1906) und seiner Frau Clara. Bereits in polnischer und hebräischer Sprache sind die Grabsteine beschriftet, die an Menschen mit den Namen Sztromwasser, Edelsztejn,

Sudbergier, Mingelgrin, Rozenberg, Katz, Zylberberg, Lubowicz, Lustigman, Dresler, oder Ajzenberg und die meistens in den ersten Nachkriegsjahren hier beerdigt wurden.

Wie der Friedhof, ist auch die entwidmete Synagoge in der Krasickistraße ein geschütztes Denkmal. Errichtet wurde sie 1876. Dass sie als Gebäude noch existiert, ist wohl vor allem dem Umstand zu verdanken, dass sie bereits 1937, also vor der sogenannten „Reichskristallnacht“ in der deutschlandweit, auch in den besetzten Grenzgebieten Synagogen und jüdische Geschäfte zerstört wurden, in einer Versteigerung an den Gärtner Konrad Springer verkauft wurde, dem auch der Friedhof gehörte. Dieser übergab das Haus im Juni 1945 dem Woiwodschaft-Komitee der Polnischen Juden in Dzierżoniów, die es der jüdischen Gemeinde übergab.

Noch bis 1980 fanden unregelmäßig Gottesdienste statt. Von 1986 bis 1990 wurde das Gebäude von der Stadt saniert, um einmal ein Museum aufzunehmen, was sich aber später zerschlug. Schließlich wurde die Synagoge Ende der 1990er Jahre der Jüdischen Gemeinde in Breslau übereignet, der aber die finanziellen Mittel fehlten, das Haus in Schuss zu halten. Die Fenster wurden zerschlagen, ein Brand zerstörte einen Teil des Dachstuhl.

So war es ein Glücksfall, dass Rafael Blau, Jahrgang 1954, zu diesem Zeitpunkt in Reichenbach eine neue Zweitheimat gefunden hatte, in jener Stadt, wo er mit seinen Eltern bereits einmal als kleiner Junge gelebt hatte: „Ich war 1990 in die Stadt gekommen und habe mich einfach in sie verliebt.“ Beziehungen zur Synagoge hatte er damals keine, aber er baute sich mit seiner aus Lemberg stammenden Frau ein kleines Haus. Und irgendwann habe er dann gespürt, dass die Synagoge ihn um Hilfe bat.

Blaus Familiengeschichte ist genauso facettenreich wie die Kunstwerke und der Trödel, mit denen er das Gebäude liebevoll ausgestattet hat. Ein paar schöne Schränke, ein Fernsehschrank ohne TV-Gerät, alte Schreibmaschinen und immer wieder der Davidstern und Darstellungen jüdischen Lebens.

Blau beziehungsweise seine Familie oder – noch genauer – die von ihm 2004 gegründete Stiftung „Bejteinu Chaj“ (Unser Haus lebt) hat vor ein paar Jahren der Jüdischen Gemeinde in Breslau die ehemaligen Reichenbacher Synagoge abgekauft. Dem gingen monatelanges Verhandeln und viel Überzeugungskraft voraus, bis die Breslauer nach drei Jahren schließlich nachgaben und dem Verkauf zustimmten. „Die wollten einfach nicht glauben, dass jemand so meschugge ist, eine Ruine in einer entlegenen Kleinstadt in der schlesischen Provinz zu kaufen“, sagt Blau mit einem breiten Lächeln. Derartiges lasse sich einfach nicht logisch erklären, sondern „nur aus dem Herzen heraus“, so der klinische Psychologe, der seit dem die Hälfte des Jahres in Reichenbach lebt und die andere in Israel. Seit dem ist er dabei, die Synagoge zu retten. Die kaputten Fenster wurden ersetzt, ein Zaun um den Komplex gezogen. „Wir sind keine religiösen Juden“ sagt Blau, „aber wir wollen hier ein Sa-



Auf dem jüdischen Friedhof in Reichenbach



menkorn legen, was vielleicht irgendwann einmal keimt“:

Dass Reichenbach im Eulengebirge heute nach dem oberschlesischen Bauernsohne Dzieron benannt ist, der immerhin Kaplan in Schalkendorf war und Pfarrer in Karlsmarkt bei Brieg, Träger des Franz-Joseph-Ordens und Ehrenmitglied der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur, ist schon ein klein wenig eine Ironie des Schicksals. Denn auch die Nationalsozialisten hatten den Bienenforscher verehrt und dessen Geburtsort Lowkowitz im Kreis Kreuzburg 1936 in zu Ehren in Bienendorf umbenannt.

Für die Nachkriegspolen zähle aber etwas anderes: Dzieron hatte 1872 in Sachen Herkunft notiert: „Meine Nationalität betreffend bin ich allerdings, was mein Name andeutet, Pole von Geburt.“ Soweit das in der polnischen Literatur zu findende Zitat, was aber tatsächlich verkürzt wurde, und korrekt so weiter geht: „da in Oberschlesien Polnisch gesprochen wird. Da ich aber mit 10 Jahren nach Breslau kam, und dort meine Studien durchmachte, bin ich von der Erziehung ein Deutscher. Doch die Wissenschaft kennt keine Grenzen, keine Nationalität.“ (Fotos: Sagor) ◀

## EIN GEMEINSAMER TAG DER LANDEARBEITSGEMEINSCHAFT SCHLESISCHE OBERLAUSITZ

Auch wenn wir Evangelischen den Heiligenkalender nicht so ernst nehmen, war dieser 11. September 2021 ganz von der Schutzpatronin der Bergleute geprägt. Wir trafen uns um 10:00 Uhr in der Barbarakirche in Laubusch im Lausitzer Seenland. Dieses 1938 errichtete Gotteshaus mit seiner wunderbaren neobarocken Ausstattung gehört zum Pfarrsprengel unseres LAG-Vorsitzenden Pfarrer Gerd Simmank, der wieder mit seiner Frau Monika, die Organisatoren und Gastgeber unserer Zusammenkunft waren. Nach einem musikalischen Gottesdienst zum Lied „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren“ von Joachim Neander und einigen Abkündigungen gab es im Gemeinderaum schlesischen Kartoffelsalat und „Würschtel“. Schnell kamen dabei Gespräche auf und wir erfreuten uns der Begegnungen, die in der langen Coronazeit oft ausbleiben mussten.

Dann ging die Fahrt mit den Autos zum Senftenberger See, wo an der Schiffsanlegestelle in Großkoschen die MS „Barbara“ auf uns wartete. Der Senftenberger See ist ein stillgelegter Tagebau, der seit 1973 zum Verweilen einlädt und viele touristische Attraktionen bietet. Unter Deck der Barbara standen schon Kaffee und Kuchen für uns bereit, so dass wir gemütlich über den See fahren konnten, obwohl der sonnige September gerade eine kleine Pause einlegte. Nach dem gemeinsamen Foto und dem Reisesegen konnten wir uns trockenen Fußes auf den Heimweg begeben und freuen uns schon auf das nächste Treffen am 2. April 2022 in Görlitz.

Darüberhinaus möchten wir heute ein ganz großes Dankeschön aussprechen an unser Görlitzer Mitglied Sigrid Terhorst, geboren am 20. April 1935 in Neuhammer am Queis, aufgewachsen in Breslau.

Frau Terhorst bereicherte den „Schlesischen Tippelmarkt“ in Görlitz jeden Sommer mit ihrer wunderbaren schlesischen Tracht, die Nachempfindung einer Hirschberger Tracht mit Zubehör wie selbstgestrickte „Strümpe“, „Körbel“ und „Mospritze“ (Regen- oder Sonnenschirm mit dem schlesischen Eichblatt). Da Frau Terhorst die Tracht nicht mehr tragen kann, fand sich Inge Sobota als Nutzerin und die Gemeinschaft evangelischer Schlesier erhielt die komplette Ausstattung als Geschenk, wofür wir noch einmal herzlich Danke sagen.

Inge Sobota ◀



Frau Sigrid Terhorst und Frau Inge Sobota in der Geschäftsstelle der Landesarbeitsgemeinschaft. Foto: ANN